

„... noch immer ein Symbol der Hoffnung“

Interview

Ewald Hein-Janke/Ernesto Cardenal

Ernesto Cardenal kam zum Kirchentag, u. a. predigte er am 8. Juni 1991 vor 10 000 Teilnehmern in der überfüllten Dortmunder Westfalenhalle. Am 9. Juni interviewte ihn Ewald Hein-Janke in Dortmund für die „Junge Kirche“.

JK: *Padre Ernesto, die Wahlniederlage der FSLN Anfang 1990 hat Sie sehr erschüttert. Es wird berichtet, Sie hätten danach die ganze Nacht nicht geschlafen. Sergio Ramirez beschreibt, wie er Sie am nächsten Morgen völlig niedergeschlagen auf dem Bordstein einer Straße in Managua sitzend gefunden hat. Wie betrachten Sie die Dinge heute?*

EC: Für mich war es ein fürchterlicher Schock, wie für viele nicht nur von uns, sondern auch für viele, die zwar für die Uno gestimmt haben, aber doch mit der Frente sympathisieren. Aber wir haben uns davon schnell erholt. Wir haben klar erkannt, daß der Verlust der Regierungsmehrheit nicht gleichbedeutend ist mit dem Verlust jeglicher Macht. Die Revolution kann auch in der Opposition weiterleben. Ich bin sogar inzwischen der Ansicht, daß es gut war, die Wahlen zu verlieren, weil die Regierungsmacht korrumpiert, die Opposition reinigt. Diese Wahlen gehören ja zu den wichtigsten Errungenschaften in der Geschichte unseres Landes. Die Revolution hat dafür gesorgt, daß erstmals in unserer Geschichte freie Wahlen möglich wurden. Die Revolution hat die Macht mit den Waffen erobert, aber hat sie legal wieder abgegeben. Die Revolution mußte demokratisch handeln, was das Risiko der Abwahl einschließt.

JK: *Die Wende hat nicht nur für Nicaragua tiefgreifende Folgen, sondern auch für die übrige Welt, besonders für die Völker der Dritten Welt. Nicaragua war ein Symbol der Hoffnung. Was ist es nun?*

EC: Ich glaube, Nicaragua ist noch immer ein Symbol der Hoffnung. Es ist das Modell einer demokratischen Revolution: nicht nur durch Worte, sondern auch durch die Praxis. Seit langem gab es eine öffentliche Opposition. Wir haben ein Spektrum von 20 politischen Parteien, von denen 13 gegen die Frente waren. Hier ist eine Revolution, die die Wahlen verliert, aber

trotzdem Revolution bleibt. So müssen zukünftige Revolutionen sein. Nicht wie in den sozialistischen Ländern Europas, die von ihren Völkern abgelehnt wurden, weil sie totalitär waren, und die, als sie die Opposition zuließen, sofort gestürzt wurden.

JK: *Wie hat sich die Wende vom Frühjahr 1990 auf Ihre künstlerische Arbeit ausgewirkt?*

EC: Mir war bereits ein Jahr vor den Wahlen zugestanden worden, das Amt des Kulturministers abzugeben, um künstlerisch arbeiten zu können. Mein privates Leben hat die Wende nicht getroffen. Nach wie vor bin ich mit meiner schriftstellerischen Arbeit beschäftigt. Zugleich bin ich erklärtes Mitglied der Frente, aber ohne eine führende Position.

JK: *Hat der Schock vom Frühjahr 1990 Auswirkungen auf die Themen und Inhalte Ihrer Arbeit gehabt?*

EC: Nein.

JK: *Sie denken in kosmischen Dimensionen?*

EC: Das ersehen Sie aus meinem neuesten Buch „Canto cosmico“, das allerdings bereits kurz vor der Wende (1989) erschienen ist. Die deutsche Übersetzung wird zur Zeit von einem westdeutschen Verlag vorbereitet.

JK: *Als Sie Kulturminister waren, bestand ein gespanntes Verhältnis zwischen dem Heiligen Stuhl und Ihnen. Hat sich daran etwas geändert? Hat Rom Ihre Suspendierung vom Priesteramt aufgehoben?*

EC: Jetzt gibt es keine Spannungen mehr. Das kanonische Recht verbietet einem amtierenden Priester die Übernahme von Regierungsämtern. Es waren seinerzeit fünf Priester, die aus diesem Grunde suspendiert wurden. Die Suspendierung wurde bis heute nicht aufgehoben.

JK: *Aber Sie sind doch nun alle aus den Regierungsämtern ausgeschieden!*

EC: Wir haben keinen Antrag auf Aufhebung gestellt. Ich will mich auch in Zukunft parteilich

eindeutig für die Frente einsetzen. Als Priester hätte ich im Grunde wieder dieselben Probleme.

JK: *Man erzählt, Sie wollten wieder nach Solentiname zurückkehren. Wie sehen Ihre persönlichen Zukunftsvorstellungen aus?*

EC: Im Augenblick möchte ich nicht nach Solentiname übersiedeln. Ich glaube nicht, daß es gut ist, so isoliert zu leben wie damals in den 12 Jahren der Comunidad. Aber ich habe vor, oft nach Solentiname zu reisen, auch wenn ich in Mangua lebe.

Die „Nationale Bewegung der Straßenkinder“ in Brasilien

Ellen Dobberahn

Zahlen, die schockieren

Wer sich mit der Realität Brasiliens auseinandersetzt, steht vor praktisch unlösbaren Problemen. Brasilien verfügt heute nach offiziellen Schätzungen über eine Bevölkerung von 144 Millionen. Davon befinden sich 47 %, etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung, in der Altersspanne von 0 bis 18 Jahren, d. h. von den 144 Millionen Gesamtbevölkerung sind 63 Millionen Kinder und Jugendliche. Von diesen 63 Millionen:

- leben 45 Millionen unter menschenunwürdigen Bedingungen;
- sind 25 Millionen verlassene Kinder und Jugendliche, bedürftig, marginalisiert und straffällig;
- leiden 15 Millionen unter chronischer Unterernährung;
- sind 10 Millionen Kinder, die keinen Zugang zur Schule haben;
- leben 7 Millionen Kinder in totaler Verlassenheit auf der Straße;
- sind 7 Millionen behindert;
- sind 3 Millionen schwangere junge Mädchen.

In den Jahren 1984–Juli 1989 wurden 1397 Kinder umgebracht.

Von 1000 Kindern, die geboren werden, sterben 64 im ersten Lebensjahr.

Über die Wurzeln dieser Misere ist schon hinreichend geschrieben worden. Brasilien bezahlt jährlich 12 Milliarden US Dollar an Auslandsschulden. Das im Jahre 1940 festgelegte Mindestgehalt besitzt heute nur noch 40 % von seiner Kaufkraft. Etwa die Hälfte der Bevölkerung lebt von einem Mindestgehalt (= 100 DM) pro Familie. Die Hälfte der brasilianischen Bevölkerung teilt sich 13,6 % des nationalen Einkommens, während 1 % der Bevölkerung, die Reichsten des Landes, etwa den gleichen Anteil besitzt, 13,13 %.

Durch das Agrarsystem, das den Großgrundbesitz fördert, und wegen fehlender Kredite sind die Kleinbauern nicht mehr in der Lage, ihr Stück Land zu halten. Aufgrund fehlender Arbeitsmöglichkeiten werden sie an die Ränder der Großstädte geschwemmt und müssen dort, weil sie beruflich nicht qualifiziert sind, als Hilfsarbeiter oder auf dem informellen Arbeitsmarkt arbeiten. Die großen Trockenperioden, vor allem im Norden und Nordosten des Landes, vergrößern die Zahl der Migranten, die ebenfalls an den Peripherien der Großstädte landen.

Die Großstädte selbst sind nicht mehr imstande, dieser Masse ein menschenwürdiges Dasein zu bieten. Es fehlen Häuser, Wohnungen, Wasser und Abwasserversorgung sowie Schulen, gesundheitliche Fürsorge und Freizeitmöglichkeiten.